

## **Einen Heimplatz für meinen Mann?**

Die Frage der Heimunterbringung des an der CJK erkrankten Angehörigen wurde beim letzten Treffen in Göttingen eingehend und sachlich von einer versierten Pflegedienstleiterin zur Sprache gebracht. Sowie die Krankheit diagnostiziert wird, stellt sich das Problem unerbittlich, weil eine Besserung nicht zu erwarten und eine Behandlung nicht mehr möglich ist.

Heute besuchte ich mit meiner Freundin ihre Tante. Sie wird im Oktober einhundert Jahre alt und lebt seit mehr als 20 Jahren in einem Heim im Norden von München. Ihr kleines Reich ist mit eigenen Möbeln ausgestattet, ihr Balkon grünt und blüht und sie zeigt uns stolz ihre Tomaten. Okay, denke ich. Mein Mann, etwa halb so alt wie jene Tante, lebte auch in einem Heim.

Als ich ihn fragte: „Soll ich dir ein Bild von zu Hause mitbringen?“, schüttelte er den Kopf und meinte in seiner inzwischen leisen Stimme: „Solange bleiben wir hier nicht.“ Wir wussten beide nicht, dass es tatsächlich nur ein kurzer Aufenthalt werden sollte. Ich nicht, weil ich nicht ahnte, dass uns nur noch so wenig Zeit bis zum Ende bleiben würde – die Ärzte meinten, er hätte noch etwa sechs Monate – und Jürgen nicht, weil er annahm, wir wären auf Reisen und würden doch bald wieder in ein anderes Hotel ziehen. Vielleicht war dies der Grund, dass er sich dort wohlgeföhlt hat? Jedenfalls versicherte er jedem, der ihn darauf ansprach, strahlend: „Mir gefällt es prima hier.“ Ich werde es nie genau wissen. Die Erkrankung ließ sein Denken anders ticken.

Meinen Liebsten abschieben in ein Heim? Niemals dachte ich damals. Ich liebe ihn doch und kann ihn nicht einfach so einer Einrichtung überlassen. Das ist doch herzlos. Schließlich sind wir schon so viele Jahre zusammen, da bin ich doch wohl verpflichtet, ihn zu pflegen, oder?

Nach den Worten des Arztes: „Suchen Sie für Ihren Mann einen Heimplatz“, rannte ich kopflos durch die Gegend mit einem Kloß in der Kehle und einem Stein auf dem Herzen, bemüht etwas Geeignetes zu finden. Bei jeder Besichtigung vergrößerte sich mein Schockzustand und ich litt. Wie Jürgen sagen, dass er in ein Heim muss? Wie ihm erklären, dass ich es nicht mehr schaffe, ihn zu Hause zu betreuen? Was wird er sagen, wie wird er reagieren?

Dabei war ich es, die reagierte. Mit Entsetzen, beim Anblick der in den Pflegestationen hilflosen Menschen und mit einem schlechten Gewissen. Aber hatte ich die letzten Monate nicht genügend Erfahrungen gesammelt? Denn was war für ihn *zu Hause*? Eine Wohnung mit einer großen Terrasse, die ihm Angst einjagte, weil der Wind heulte oder die Bäume sich im Wind wiegten. Ein Bett, das zu niedrig war und aus dem er schon nicht mehr herauskam, als seine Beine noch einigermaßen beweglich waren. Ein Couchtisch, der kippelte, wenn man sich auf ihn

stützte und der ihn unter sich begrub. Ein Eingang zur Toilette, der zu schmal für den Rollstuhl war. Aber noch schlimmer, eine Frau, die gehetzt war und überfordert damit, Essbares zu beschaffen, zu kochen, alles in Ordnung zu halten und die ihm nicht mehr helfen konnte, aufzustehen, wenn er mal wieder auf der Erde lag.

„Es tut ihnen beiden gut, wenn Sie nicht mehr mit der täglichen Versorgung belastet sind. Sie können die Stunden mit ihrem Mann ohne den Kleinkram genießen“, sagte mir der Mann vom Pflegedienst, als er den Patienten begutachtete. Die nette Pflegedienstleiterin eines Heims tröstete mich: „Sie können ihren Mann ja wieder nach Hause nehmen, wenn er richtig hilflos ist, dann wird es einfacher.“ Den genauen Sinn dieser Bemerkung verstand ich erst später. Zu der Zeit, als der Ratschlag erteilt wurde, gab er mir Luft und die Zuversicht, ich würde ja noch etwas tun können, später.

Ich entspannte mich, das erste Mal seit Monaten. Stolz fuhr ich mit meinem *großen Baby* im Rollstuhl spazieren. Zeigte ihm alles, was mir auffiel, besuchte mit ihm Lokale, saß mit ihm sogar einmal bei sonnigen Winterwetter, in einem ansonsten leeren Biergarten. Wir hatten eine „schöne“ Zeit zusammen, ja, es hört sich verrückt an, aber war so. Eine schöne Zeit. Unbelastet von der Sorge, Essen zu besorgen, die Windeln zu wechseln (nur noch ab und an, wenn die Pflegekräfte nicht nachkamen), die Wäsche zu waschen und ...

Der Zustand der völligen Hilflosigkeit blieb mir und meinem Mann zum Glück erspart, aber ich wäre auf ihn vorbereitet gewesen. Ich hätte das Bett (bestellt war es, ebenso wie die Hebevorrichtung) in unser Wohnzimmer gestellt, ein Freund hätte mir geholfen und bei uns gewohnt. Die Bäume auf der Terrasse hätten geblüht und die Frühlingsluft ...

Das Ja für eine Heimunterbringung stellte sich in unserem Fall als eine gute Entscheidung heraus. Das Heim befand sich in einer kurzen Entfernung von unserer Wohnung und ich konnte jeden Tag vorbeischaun. Die Zeit war kurz, die uns nach der Diagnose blieb. Es war eine intensive, zärtliche Zeit, die sich in meine Erinnerung eingegraben hat.

© 2008 Barbara Ludwig